Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 4 (1900)
Heft: 16

Artikel: Wie Jungfer Luise Holzhalb über den Zürichsee schwamm
Autor: Girsberger, Konrad
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-574081

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 17.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

„Ein Münchner, Kellner!“— denn die Zunge
Klebt mir am Gaumen lange schon,
Der Kohlendunst beengt die Lunge, —
Herrgott, was da der Kellnerjunge
Mir vorsetzt, ist der reine Hohn!

Ein bißchen Schaum, ein trüber, nasser,
Braungrauer Saft, unheimlich warm, —
Ich bin sonst kein Gambrinushasser,
Doch solchem Bier macht sogar Wasser
Noch Konkurrenz, — daß Gott erbarm!

Da kommt der Zeitungsmann, — zum Lesen
Was mitzunehmen, wär' ganz recht.
„Die Woche!“ — „Hier!“ — Da sind Chinesen
Und was noch sonstwo los gewesen,
Im Bild zu sehen, — herzlich schlecht. —

Der Zug ist endlich eingelaufen, —
„Einsteigen!“ ruft es, — Gott sei Dank!
Nun drängt's heran in hellen Haufen,
Sie rennen, schieben, stoßen, raufen,
Bis dicht besetzt ist jede Bank.

Ein bißchen eng! — Die alten Wagen
Sind doch abscheulich unbequem!
Dumm war's, in meinen alten Tagen
Mich dritter Klasse so zu plagen —
Wie führ' ich zweiter angenehm!

Mein Nachbar stopft sich seine Pfeife,
Der zweite Knoblauchwurst verspeist,
Der dritte riecht nach schwarzer Seife,
Nach Schnaps der vierte, — ich begreife,
Was dritter Klasse reisen heißt!

(Fortsetzung folgt).

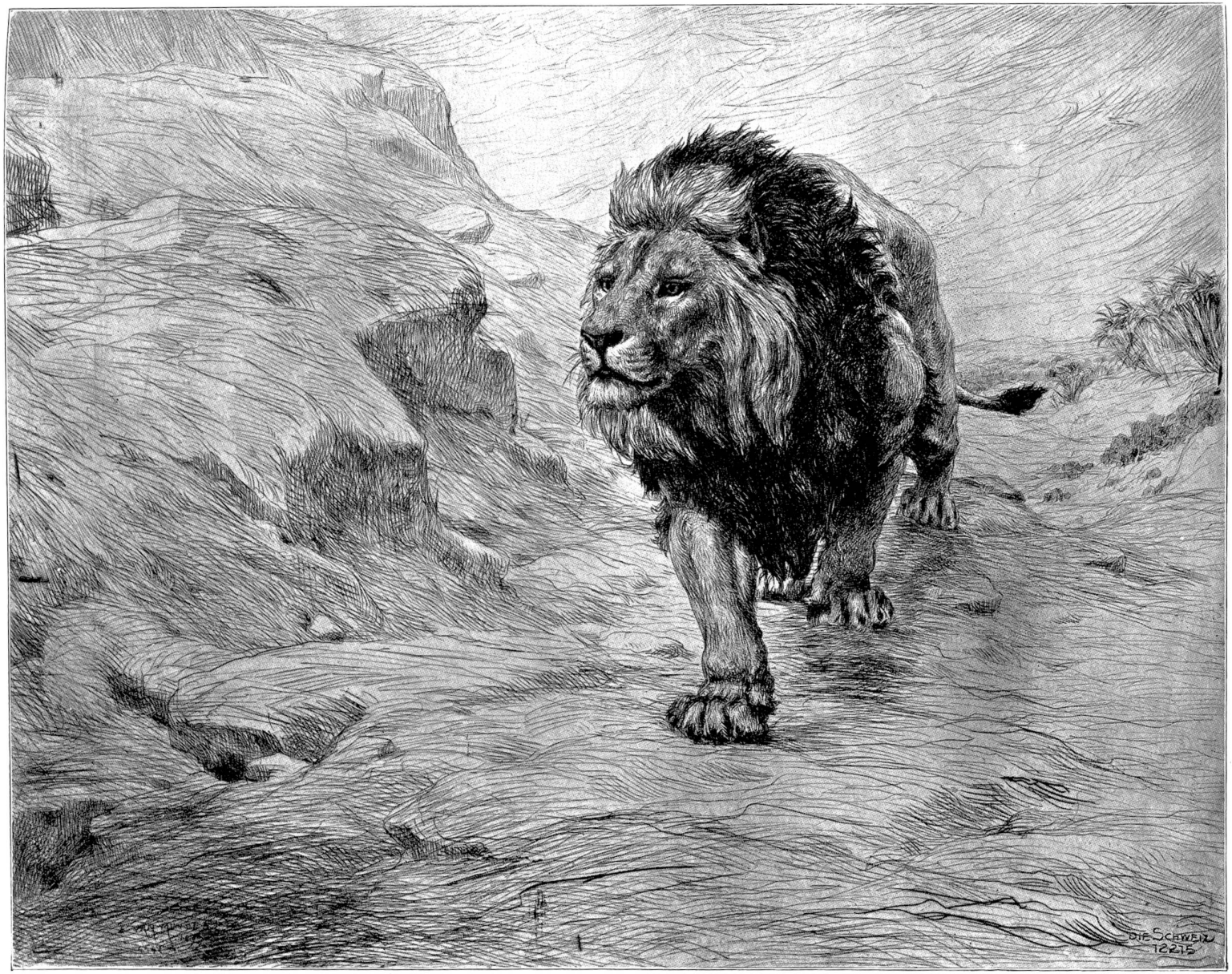
Wie Jungfer Luise Holzhalb über den Zürichsee schwamm.

Erzählung von **Konrad Girsberger**, Zürich.

Es war an einem schönen Samstag abend des Jahres 1672, als auf dem Zürichsee das stolze Kriegsschiff, der „Neptun“ friedlich dem heimatlichen Hafen zusteuerte. Blauer Himmel wölbte sich über dem stillbewegten See und den lachenden Ufern, ein leichter Wind reichte gerade hin, das große, viereckige Quersegel zu füllen und den Ruderknechten die Arbeit zu erleichtern; und das ließen sich diese gerne gefallen, denn Uebungsfahrten unter dem Befehle des gestrengen Tenente Wolff waren kein Kinderspiel. Der heutige Tag hatte die Mannschaft bis auf die halbe Länge des Zürichsees hinausgeführt. Dort war gegen Felswände am Ufer wacker kanonirt und manch braver Treffer gemacht worden. Jetzt lehnten die Kanoniere, noch vom Pulver geschwärzt, im Innern des Geschützhauses, an ihren Rohren, rauchten aus dem kurzen Pfeifchen, was der Magistrat ausnahmsweise für militärische Expeditionen gestattet hatte, und schauten plaudernd in den Raum der Ruderer hinunter, welcher durch die Galerie des Geschützdeckes Luft und Licht erhielt. Auf dem Vorderschiff saßen und lagen die Unteroffiziere. Heimlich kreiste unter ihnen ein Weinkrug, der ab und zu seinen Weg durch die Lucke zu den Ruderknechten, von diesen zu den Kanonieren auf der Galerie und von hier, gewöhnlich geleert, zurück zu den großmütigen Spendern fand. Manch kräftiger Scherz flog zwischen diesen drei ebenso würdigen als martialischen Positionen hin und wieder, unterbrochen durch das Mahnen des Schiffsmeisters, welcher den Rudertakt überwachte, teils mit tröstlichem Zuspruch, teils durch taktfeste Lieder, die er anstimmte, während die Knechte den Refrain sangen. In dieses kriegerische Leben hinein klang jetzt grüßend das Sonnabendgeläute aus der turmreichen Stadt, aufgenommen, ergänzt und überholt vom harmonischen Glockenchore der Ufergemeinden, die sich von Ufer zu Ufer Ende Werktag und festliche Sonntagsfreude zugrüßten.

Unter dem hehren Glockenklange verstummte auf dem Hinterteile des Schiffes das Gespräch. Dort befand sich inmitten der erhöhten Steuerschanze der Schiffsstab. Es waren dies auserlesene junge Leute, militärische Gestalten in der kriegerischen Tracht der Zeit, im Lederwams und Federhut; doch trugen sie der engen Räumlichkeit der Schiffstreppen wegen keine der schwerfälligen Reiterstiefel, sondern bewegten sich graziös in enger Hose und Kniestrumpf. Eine weiß und blaue Schärpe trug den Degen, und über ihren Häuptern wallte am schräggeneigten Spiegelmaste die mächtige, weiß und blaue Stadtfahne mit dem ellenlangen, blutroten Reichsschwenkel, dessen letztes Endchen bis auf den Seespiegel herniederreichte, dort ab und zu mit einem springenden Fischlein sich neckte und dann wieder träufelnde Tropfen dem schnarchenden Schläfer um die Nase zwickte, welcher dort auf dem Grunde des nachgeschleppten Landungsweidlings seinen Kanonenrausch ausschlief. Dieser Mann, unter gewöhnlichen Verhältnissen ein leidlich nüchterner Knecht von der Schiffleuten, hatte bei der Mittagsrast etwas zu viel des guten „Meilener“ gekriegt, war bei der Einschiffung über einige gefüllte Geschützkartouchen gestolpert, wobei das kostbare Schwarzpulver in den feuchten Kielraum fiel, und hatte es sich gefallen lassen müssen, an die Ruderbank des Notschiffleins gebunden, einsam die Heimfahrt zu verschlafen.

„Wie der Kerl schnarcht“ sagte der Kapitän, Lieutenant Wolff. Er war ein strammer, hochgewachsener Geselle, führte allezeit ein wackeres Wort, wußte mit Geschütz, Segel und Ruder gleich gut umzugehen und verstand sich trefflich darauf, die ihm vom Rate der Stadt übertragene Würde der Schiffsführerschaft mit jenem Ge-



Wüstenkönig (Lion marchant, de face).

Nach einer Radierung von E. van Muyden, (Genf) Paris.

wichte zu repräsentieren, welches das Gefühl der Verantwortlichkeit eingibt.

„Man wird den Fall einem hochweisen Rate zur Kenntnis bringen und dem Pfister eine Rüge zu Gemüte führen müssen," bemerkte der Schiffsarzt Brennwald, ein jovialer Mediziner. Er hatte nur einen Fehler. So hoch ihn sein gelehrtes Amt als Stadtarzt erhob, so wenig vermochte er, seine Kräfte einer liebevollen Pflege des Mitmenschen untertan zu machen; im Gegenteile, wo er irgend einen Riß entdeckte, wußte er sich meisterlich in denselben einzuschlängeln und auf seine Weise „Schicksal" zu spielen. Dr. Brennwald, der „Neggeler", wie ihn die Freunde um seiner Nörgeleien willen benamsten, dachte sich das Leben als einen siedenden Kessel voll durcheinander kreisender Menschenschicksale. Die auf der Oberfläche der brodelnden Flüssigkeit platzenden Blasen stellten in seinem Auge die menschlichen Intriguen dar, der unsichtbare Untergrund aber die treibenden Seelen- und Verstandeskräfte. Um den Zusammenhang zwischen beiden zu ergründen, liebte er es, der Menschen tägliche Schwierigkeiten, so viel an ihm lag, zu vermehren, mit Interesse die Wirkung seiner Geschäftigkeit zu verfolgen, und wenn eines seiner Objekte Schaden davon nahm, so berief er sich in seinem Gewissen darauf, daß auch seine eigene Geisteskraft von Gott, und, was er mit derselben vollbringe, infolgedessen auch vom Guten sein müsse. Ein klatschfertiges Zünglein lieferte ihm Material und Gelegenheit, seine Weisheit stets von neuem zu erproben. Die Offiziere kannten ihn wohl, und seine Anwesenheit legte stets einen gewissen Zwang auf, war auch der Doktor sonst ein unterhaltender Kamerad und außerordentlichen Unternehmungen nicht abgeneigt.

Der dritte im Bunde, der das Hinterdeck einnahm, war Junker Escher, ein lieber, schlankgewachsener Zwanziger, blondhaarig, die blauen Augen zur Stunde mit sinnigem Ausdruck auf die im letzten Abendglanze daliegenden Seeufer gerichtet. Er trieb gelehrte Studien über Mathematik und Physik, war mit Leib und Seele den Zwecken der Feuerwerkergesellschaft seiner Vaterstadt untertan und liebte über alles den Zürichsee, was darin schwamm, was darüber hinflog und an seinen Ufern in Haus und Hof gedieh. Er war der Navigationsoffizier des Schiffes und pflegte aus lauter Liebe zum Handwerk den Steuermann wegzuschicken, um das Ruder persönlich zu führen. Neben ihm auf der Steuerbank saß der Quartiermeister Denzler, Eschers treuer Freund und schwärmerischer Bewunderer, stets des Winkes bereit, am Ruder zu helfen, sonst aber diskret den Freund gewähren lassend, dessen Liebhaberei er kannte, ohne sich einzumischen, was ihn dem Junker Steuermann doppelt teuer machte.

Unsere Seefahrer waren an einer Stelle angelangt, wo sich der See von beiden Ufern her verengt und einen natürlichen, sehr geräumigen Hafen bildet. Das Schiff näherte sich den Seebastionen und Türmen der Stadt, und hinter den Bäumen der „Zürichhorn" benannten Landspitze ragte vom Bergdorfe Zollikon, dessen Höhe das Schiff passiert hatte, nur noch Kirche und Pfarrhaus hervor. Mächtiger Rauch entquoll des letzteren Kaminen. Den Neggeler veranlaßte diese Erscheinung zur Kritik. „Mein Bruder Holzhalb dort oben scheint sich auf seine Sonntagspredigt stärken zu wollen. Ich werde ihm nächstens meine Reverenz und Visite erweisen, um nachzusehen, ob er nicht zu üppig wird", sagte er halblaut zu sich selber.

Unter diesen Worten fühlte Junker Escher einen jähen Ruck der Ruderstange und darauf gleich noch einen zweiten. Zugleich schien ihm das Steuer schwerer geworden zu sein, und Escher wollte sich schon anschicken, einen Knecht zu rufen, damit er das im Ruder vermutlich gefangene Seegras mit einer Stange entferne, als ihn Denzler verstohlen anstieß und auf die Oeffnung im Fußboden hinwies, in welcher ein kleiner Anker hing. Escher folgte dem Blick. Ihm bot sich ein ebenso lieblicher, als unter obwaltenden Umständen seltsamer und merkwürdiger Anblick dar. Auf der geschwungenen Oberkante des Ruders hielt sich ein Mädchen im weißen Badegewande zitternd fest. Sie hatte sich auf das Ruder gesetzt, ihr langes Gewand wallte im Zuge des Wassers hin und wieder und ließ hie und da ein zierliches, weißes Füßchen hervorglänzen. Um den feingebildeten Knöchel wand sich ein goldenes Reifchen, in welches ein Zipfel des schwimmenden Gewandes sich unlösbar verschlungen hatte, die Trägerin am Weiterschwimmen hindernd. Sie hatte ihr angsterfülltes Antlitz nach oben gewendet und blickte Escher gerade ins Auge, mit bittender Geberde um Stillschweigen und Befreiung aus ihrer abenteuerlichen Lage flehend.

Der wackere Escher verstand. Das Erlebnis lockte ihn. Die beiden anderen Kameraden waren ahnungslos, auf Denzler konnte er sich verlassen. Zunächst deckte er seinen weitfaltigen Wettermantel über die Lucke, desgleichen Denzler, und zwar so, daß der eine der beiden Mäntel von der blinden Passagierin erfaßt und als vor Blicken schützendes Segel verwendet werden konnte.

„Was meinet Ihr, Tenente, wäre es nicht löblicher, den betrunkenen Pfister hereinzuholen? Die Stadt braucht von seiner Trunkenheit heut noch nichts zu wissen, und wenn er bis nach Hause nicht gehen kann, so lassen wir ihn im Schiffschopf über Nacht liegen!" Der Kommandant stimmte bei. Denzler entwickelte persönlich einen regen Eifer an der Bergung des Verunglückten. Er selbst zog das kleine Boot mitschiffs, und so war vorderhand wenigstens der Gefahr vorgebeugt, daß eine Entdeckung der Jungfer auf dem Steuerruder von dieser Seite gedroht hätte, eine Entdeckung, die noch am selben Abend auf allen Zunftstuben verhandelt worden wäre und unsere wackeren Schiffer, sowie die schöne Schwimmerin dem üppigsten Klatsche preisgegeben, auch wohl einen gestrengen Rat zur Untersuchung des Vorfalles veranlaßt hätte.

Eschers Rettungsplan kam zu statten, daß, wie ihm bekannt war, der Kommandant sich mit der Absicht trug, vor der Heimkehr noch eine nächtliche Landungsübung in der Enge, einem damaligen Vorort, zu machen. Es gab damals und bis vor kurzem noch dort eine Gartenwirtschaft und Gasthaus „zum Sternen" genannt, wo vornehmlich Wanderer und Reisende Unterkunft zu nehmen pflegten, welche nach Schluß der Stadtthore in der Gegend eintrafen. Vielleicht bot sich da Gelegenheit, das verborgene Sorgenkind in die Obhut der Wirtin zu geben, deren zuverlässiger Charakter Escher bekannt war.

Er brachte deshalb das Gespräch als diensteifriger Offizier auf die Nützlichkeit eines Landungsversuches zur Nachtzeit. Der Doktor suchte den Plan zu hintertreiben, da ihm die feuchte Nachtluft nicht wohl bekomme und es mit Hinsicht auf den morgigen Sonntag angemessene Zeit zur Heimkehr sei. Aber die militärischen Gesichtspunkte überwogen, und so durfte Escher den Kurs nach Westen auf das Sternenwirtshaus nehmen, während der Kommandant die schon etwas schläfrig werdende Mannschaft auf ihre Posten rief und ihnen den Zweck der bevorstehenden Uebung — Landung der Schiffssoldaten mit zweien der acht Schiffsgeschütze — erklärte.

Glücklich lenkte der Steuermann auf die Landungsstelle hin, und es fügte sich, daß der Hinterteil des Schiffes gerade an eine Stelle zu liegen kam, wo uralte Weidenbäume ihr langes und dickes Geäste zum Seespiegel niedersenkten. Hier, hoffte er, werde die Jungfer Zuflucht finden, während er mit der Wirtin Zwiesprache über das weitere Vorgehen nehmen würde. Alles ging vortrefflich. Im Eifer der Uebung achtete keiner der wackeren Kriegsleute auf Escher, und zum Ueberfluß hielt der treue Denzler die Wache am Steuer, während Escher heimlich und unbemerkt die Wirtsfrau aufsuchte. Auch hier fand er das erhoffte Verständnis. Eine Kammer sollte die geheimnisvolle Unbekannte aufnehmen, und trockene Kleider lagen bereit. Fröhlich, im Bewußtsein erfüllter Pflicht eilte Escher wieder zu seinem Posten zurück. Er fand den Freund indes in seltsamer Aufregung. Die Kühne hatte den nachgeschleppten Weidling losgemacht und sich, in Eschers Mantel gehüllt, unbemerkt mit dem Schiffchen entfernt. Im Schimmer der Sterne konnten die beiden jungen Männer noch den undeutlichen Glanz eines emsig rudernden Paares blinkender Mädchenarme erkennen. Die Flüchtige hatte die Richtung nach Zollikon eingeschlagen. Verwehtes Kichern klang über den stillen See. — — — — —

Mehrere Tage vergingen. Das städtische Gespött über das „verlorengegangene Kriegsschiff" hatte sich gelegt, nachdem der Weidling eines Morgens am Grendel angebunden gefunden wurde, ohne daß der Thorwart hätte angeben können, wer ihn während der Nacht wiedergebracht. Schiffer hatten tagelang beide Ufer abgesucht, ohne eine Spur des Nachens ausfindig machen zu können, um so stärker war der Wunder nach Aufhellung des Geheimnisses, um welches nur drei Personen wußten.

Hätte Junker Escher auch seinen Mantel wieder besessen, so wäre alles gut gewesen. Den Verlust des Kleidungsstückes vermochte er zwar zu verschmerzen, es war vielmehr die Erinnerung an das Abenteuer, gemischt mit einem leichten Unbehagen und einer gewissen Vorahnung, dieser verschwundene Mantel könnte irgendwie in einer Sphäre wieder auftauchen, die außerhalb des Kreises von des Junkers Einfluß und Persönlichkeit läge. Und er sollte sich nicht trügen.

* * *

In seinem Studierkabinette, dem obersten Gelasse des Brunnenturms an der oberen Steingasse, hatte es sich unser Junker mit all seinen Büchern, Papieren und Instrumenten recht wohnlich gemacht. Nach drei Seiten hin erlaubten die kleinen Fenster eine prächtige Rundsicht über die zahllosen Giebel und Türme der Stadt, hinauf über den See und den Zürichberg, bis zu den schneebedeckten Alpenfirnen, talabwärts bis zu den schwarzbewaldeten Höhenzügen, die in weiter Ferne den Horizont begrenzten. — Mitten aus dem Fußboden des Turmgemaches erhob sich eine schwanke Leiter, die durch eine Deckenlucke in den Giebelraum des Turmes führte. Hier hatte Escher das Allerheiligste seiner Wissenschaft aufgestellt, Steinsammlungen, Tierskelette und allerhand Merkwürdigkeiten. Unter diesen Schätzen weilte er am liebsten, wenn er über irgend ein Problem nachsinnen wollte. Heute beschäftigte ihn die Fortsetzung eines Buches über den Zürichsee, welches er zu schreiben angefangen hatte, und unbewußt schweiften seine Gedanken immer von neuem jenem fliehenden Schifflein und seiner Führerin nach, bis in die malerische Gegend von Zollikon.

„Wer sie wohl gewesen sein mochte?"

Unten wurde die Thüre geöffnet, und an dem Räuspern des Eindringlings erkannte der Einsame den Stadt- und Schiffsarzt, Herrn Neggeler.

Escher stieg die Leiter hinab, den Besuch zu empfangen, der eine seiner unbefangensten Mienen zur Schau trug. Das war schon verdächtig. Man wechselte die üblichen Reverenzen, lud sich gegenseitig zum Sitzen ein und steckte, nachdem vorsichtshalber die Fenster geschlossen worden waren, die langen Thonpfeifen an. Der Stadtarzt musterte ungeniert die auf dem Tische ausgebreiteten Schriftbogen, seine Bemerkungen dazu gebend, um schließlich ganz unvermittelt zu fragen: „Ihr besitzt doch Euren schönen langen Mantel noch, den Ihr auf unserer letzten Seefahrt bei Euch hattet? Ich wäre Euch sehr verbunden, wolltet Ihr mir denselben leihen, da ich heute Nachmittag über Land muß und der Meinige sich gerade jetzt, wo ein Nachmittagsgewitter droht, in Reparatur befindet." — Der Gefragte überzeugte sich mit einem Blick durch das Fenster, daß draußen kein Wölklein am Himmel stand.

„Ich glaube nicht, daß Regen kommen wird. Mein Laubfrosch sitzt zu oberst im Glase, da seht selbst," und damit holte er das Glas herbei. Aber der Neggeler ließ sich nicht von seinem Thema abbringen. Er bat fast demütig nochmals um den Mantel, bis der Bedrängte sich damit ausredete, derselbe befinde sich leider ebenfalls beim Schneider, sonst würde es ihm große Affektion bereiten, dem Herrn Stadtarzt auszuhelfen.

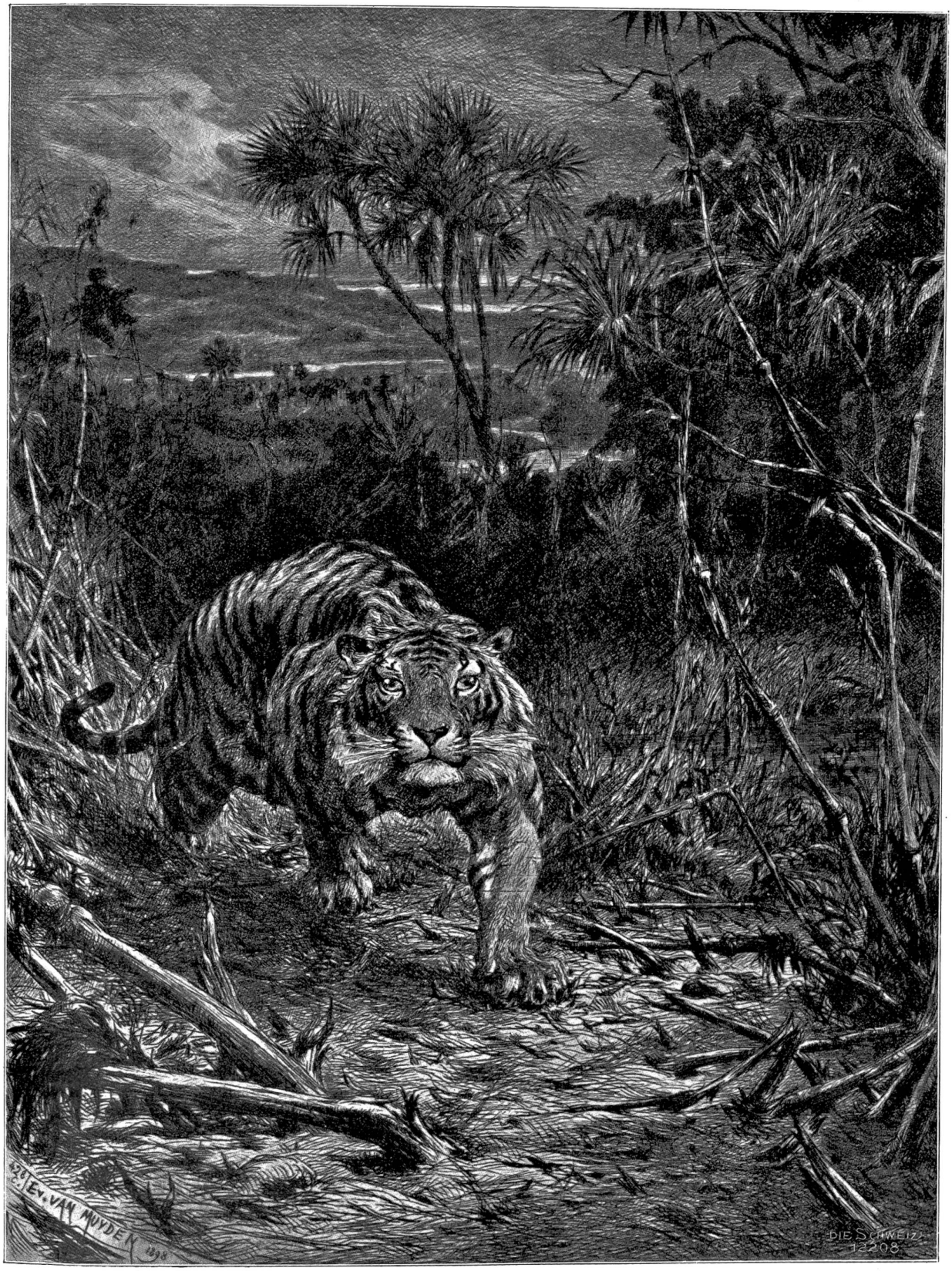
Jetzt wurde der Stadtarzt lustig. Er klopfte dem jungen Freund auf die Schulter: „Keine Ausflüchte, lieber Junker, ich weiß nämlich, wo Euer Mantel hängt; da bin ich gestern gewesen, im Pfarrhaus zu Zollikon." Und er schlug sich auf die Schenkel vor Vergnügen.

Nun hieß es listig sein. Wußte der Stadtarzt auch die Geschichte, wie der Mantel dorthin gekommen war, so blieb nichts übrig, als zu kapitulieren.

„Im Pfarrhaus zu Zollikon?" erwiderte Escher erstaunt; „wie soll der dorthin gelangt sein?"

„Das werdet Ihr vielleicht wissen. Im Kleiderkasten habe ich ihn dort gesehen, ganz gut habe ich ihn erkannt, und schleunigst schlug mir die Frau Pfarrerin die Kastenthüre vor der Nase zu, als ich gestern zu der kranken Jungfer beschickt wurde."

„Ich bin nicht bekannt im Pfarrhause, Ihr müßt Euch geirrt haben," versicherte Escher, froh, daß wenigstens



Tiger in den Dschungeln.
Nach einer Radierung von Evert van Muyden, (Genf) Paris.

der Hergang des Abenteuers seinem Gaste unbekannt sein mußte, denn andernfalls wäre der plauderlustige Doktor jetzt schon längst mit seinem Kram herausgeplatzt; auch hätte die ganze Stadt die Geschichte in diesem Falle längst gewußt und in ihrer Weise ausgebeutet. „Ihr müßt Euch getäuscht haben, bestimmt,", versicherte deshalb der Junker fest. „Es wird landauf, landab noch mehr derartige Kleidungsstücke geben." Das war aber nicht richtig; Escher hatte das Stück aus der Fremde heimgebracht. — So ging das Geplänkel noch eine Weile weiter. Schließlich empfahl sich der Mediziner, nicht ohne mit der pfiffigsten Miene seine Freude darüber ausgesprochen zu haben, daß ihm sein junger Freund die Ehre der Mitwisserschaft einer so lieblichen und anmutigen Angelegenheit habe zu teil werden lassen. Der fürchterliche Mensch. — — —

Der folgende Tag sah unseren jungen Freund auf dem Wege zur Erledigung seiner diskreten Angelegenheit. Gemessenen Schrittes wandelte er die Landstraße nach Zollikon entlang, unterwegs seinen Plan wohl überlegend. Als Legitimation, die ihn im Pfarrhause einführen sollte, hatte er sich verschiedene Fragen über Leben und Treiben, Verhältnisse und Begebenheiten unter den Zollikoner Bauern zurechtgelegt, die er sich durch den Herrn Pfarrer beantworten zu lassen und in seiner angefangenen Schrift über den Zürichsee mit gütiger Erlaubnis des Zollikoner Pfarrherrn zu verwerten gedachte. Das Uebrige wollte er seinem guten Genius zu ordnen überlassen. Den hatte er freilich nötig.

Gleich den andern einzelstehenden Gebäuden auf dem Lande, sahen sich die Insassen der Pfarrhäuser zu jener Zeit, als die Nachwehen des dreißigjährigen Krieges noch immer viel herrenloses Volk durch die Lande trieben, zu ihrer Hut und Sicherheit zu besonderen Vorrichtungen genötigt. Eichene Bohlenthür mit massiven eisernen Beschlägen und schwerem Thürklopfer, der mächtige Riegel, für die Nacht ein Sperrbalken, ein vergittertes Thürfensterchen oder noch lieber eine seitliche Mauerscharte, durch welche der Thürhüter den Einlaß begehrenden Fremdling unbemerkt mustern konnte, waren beliebte Verteidigungsmittel.

Dergestalt war auch das Thor des Zolliker Pfarrhauses damals beschaffen. Wohlgemut setzte unser Junker den Klopfer in Bewegung, der Sitte gemäß ein ungefüges Dröhnen vermeidend. Nach einer Weile näherten sich Schritte, und schon setzte sich Escher in Positur, um die Schwelle des Hauses zu beschreiten, als ein runzliges Gesicht am Thürfensterchen erschien. Letzteres wurde rasch geöffnet, ein schwarzbehaarter, rauher Arm streckte sich heraus, warf dem Junker einen kleinen Gegenstand in den höflich abgezogenen Hut — klapps, ging das Fensterchen wieder zu, und die seltsame Erscheinung war verschwunden.

Erstaunt besah sich der also Beschenkte seine Gabe; es war ein kupferner . . . Heller; noch dazu beschnitten und verunstaltet. Wollte man ihn verspotten? Unwillig gedachte er, den Heller wegzuwerfen, entschloß sich jedoch, das Stück vorläufig zu behalten. Offenbar war der garstigen Alten sein sittsames Klopfen als zu wenig imposant, als Zeichen schüchterner Bescheidenheit eines Bettlers vorgekommen. Zuletzt mußte er selber lachen über das neue Erlebnis, welches ihn an dieses Haus knüpfte, und er zog sich behufs Erdauerung weiteren Feldzugsplanes in das nahe Wirtshaus zum „Rößli" zurück.

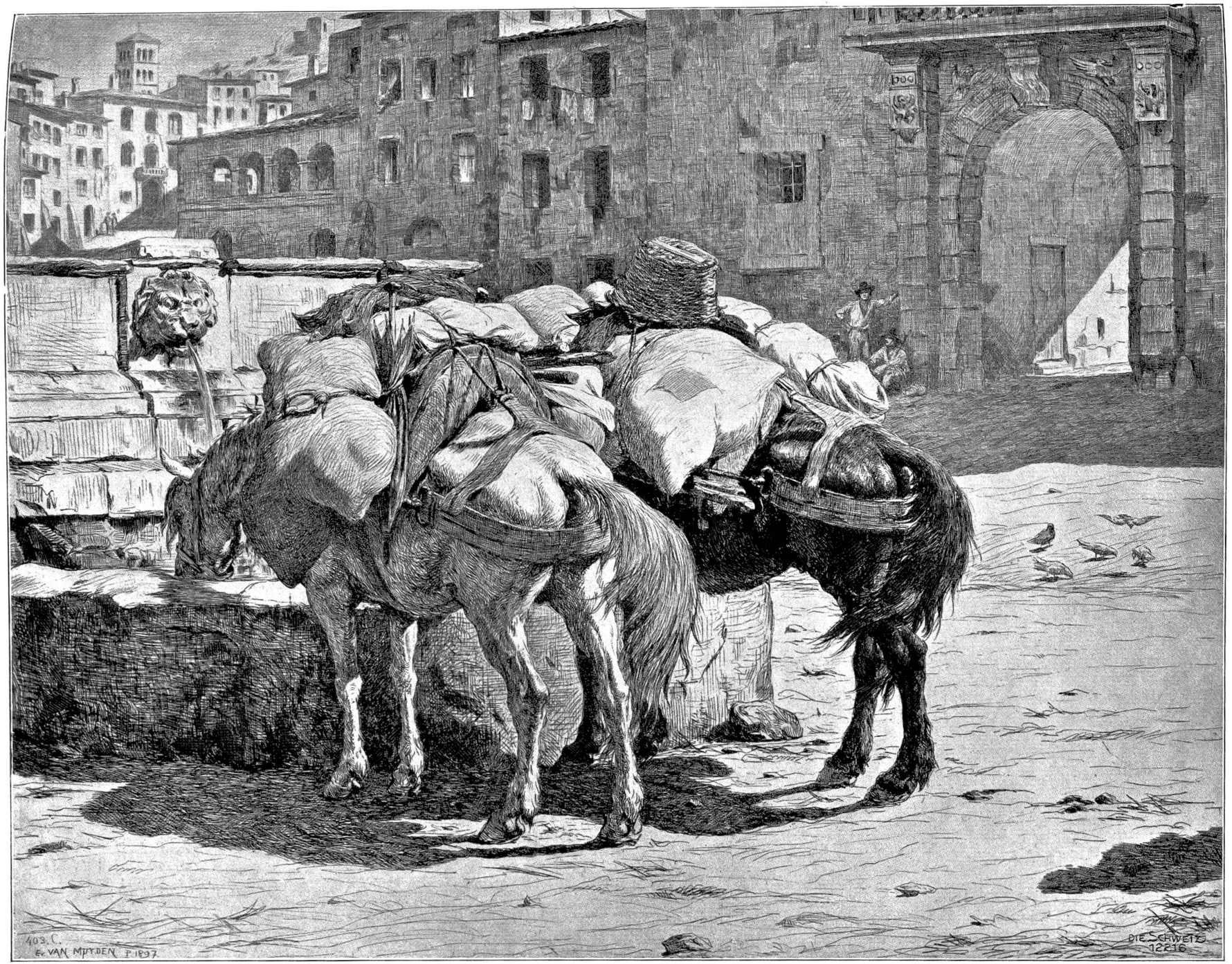
Nicht weit von diesem Gasthause liegt am Abhange des Berges ein wunderhübsches, von Epheu umranktes, mauerumschlossenes Gut, der Rosenberg geheißen. Levkojen, Balsaminen, Sonnenblumen und Buchs, Eibe und Birnbaum gedeihen da neben Weinstock und Stechpalme zu einem traumhaften Labyrinth, in dessen Lauben zu der Stunde, da sich unsere Begebenheit abspielte, zwei junge Mädchen bei häuslicher Arbeit und munterem Geplauder saßen.

Luise Holzhalb, das Pfarrtöchterlein, weilte bei ihrer Freundin im Rosenberg zu Visite. Eben hatten sie gemeinschaftlich einen Korb Bohnen gerüstet und ruhten ein Weilchen. Träumerisch ließ Luise ihr Auge durch die Blätterlücken der Laube hinüberschweifen zum glänzenden Seespiegel, und ein verstohlenes Lächeln zuckte um ihr Mündchen. Ein heller Sonnenstrahl fiel in diesem Augenblicke auf ihr blondes Haupt, jedes einzelne Härchen in schimmerndes Gold tauchend, so daß es sich wie ein Strahlenbündel um Luisens Haupt legte und das liebliche Antlitz verklärte. Das fiel selbst der sonst nicht auf derlei Erscheinungen sonderlich achtenden Freundin auf. „Was hast du nur heute? Du hast ein Geheimnis!" unterbrach sie unvermittelt die Stille.

„Ja, wenn du's wüßtest," antwortete die Gefragte, und da es nun einmal heraus war, mußte sie auch dem weiteren Drängen der Freundin nachgeben, bis diese haarklein alles wußte, wie es damals zugegangen war bei der wunderlichen Seefahrt. Eifrig waren die Beiden im Erzählen und Zuhören vertieft, und ein goldenes Lachen aus zwei Mädchenkehlen hob sich zum Schlusse aus der dämmernden Laube gen Himmel. Solch ein Lachen ist immer eine merkwürdige Begebenheit; es tönt halb wie ein Engelsgruß, halb wie eine Herausforderung zu neckischer Spöttlichkeit, die alle guten Geister einer fröhlichen Laune herbeizaubert, als ob der Elfenkönig seine gaukelnden Scharen zum Tanze führte. So ein herziges Mädchenlachen hat schon manche Wendung herbeigeführt. Es fliegt zum Himmel, stirbt nicht und verbreitet sich wie ein Medium, bis es des Mannes Ohr gefunden hat, dem es gilt; je nachdem „läutet" diesem Manne dann das rechte oder auch das linke Ohr.

Junker Eschern läutete entschieden das rechte Ohr. Er saß auf der Terrasse des Rößliwirtshauses und dachte an seinen Heller. Dann ließ er den Blick die blühenden Hänge hinunterschweifen, aus deren Richtung das Lachen zweier fröhlicher Menschenkinder heraufscholl. Sein geübtes Auge entdeckte die beiden Mädchen bald, und nebst dem lieblichen Stimmenzauber wies ihm ein gütiger Sonnenstrahl den Weg ins Innere der Laube, sodaß es nicht fehlen konnte, bis er in der blonden Lacherin das Nixchen mit dem Fußring zu seiner Genugthuung erkannt hatte.

„Vergeltung für den Heller!" dachte er, bezahlte seine Zeche und begab sich auf den Weg. Derselbe war nicht schwierig zu finden bis an die Mauer, welche den Rosenberg umschließt. Aber es war hier keine Thür zu erblicken. „Vergeltung für den Heller!" sagte sich Escher und überstieg keck die Mauer. Jenseits derselben



Pferde am Brunnen.

Nach einer Radierung von E. van Muyden, (Genf) Paris.

fand er sich in einem dichten Gebüsche, das ihn vorerst den Blicken der ahnungslosen Mädchen entzog.

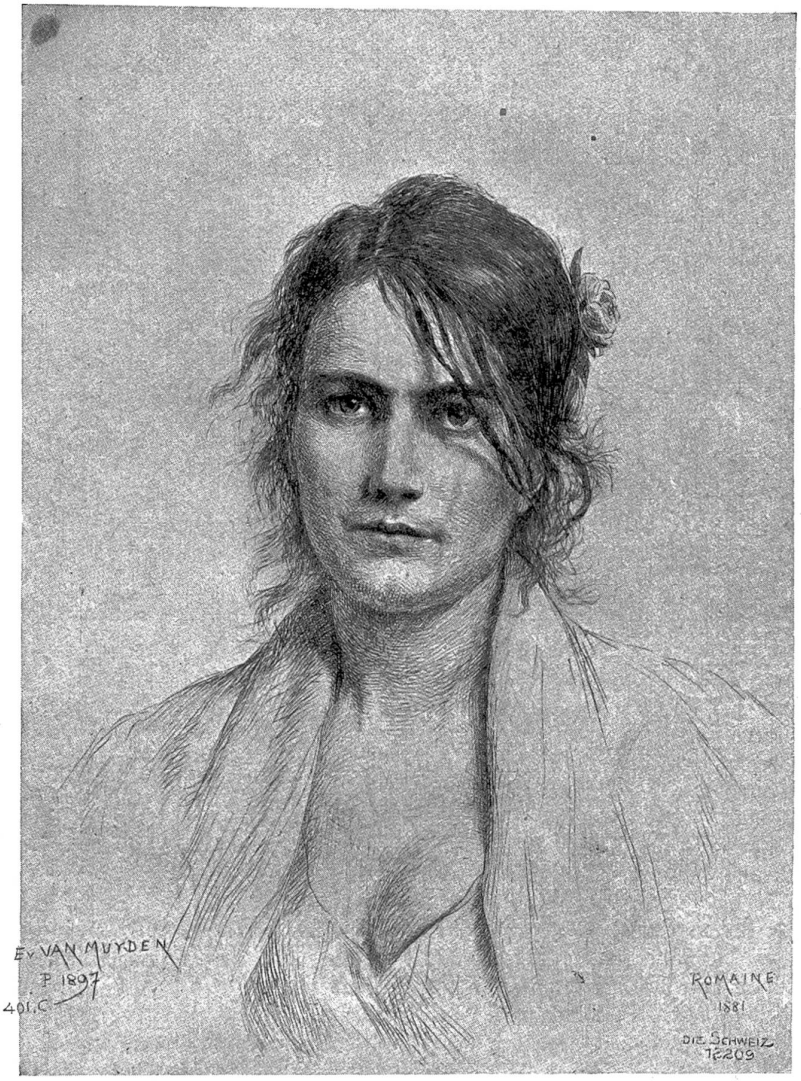
„Und seinen Mantel bewahrt Mutter noch immer im großen Wandschrank. Wenn ich nur den Namen des ehrenwerten Junkers kennen würde," drang es halb bedauernd, halb kichernd aus der Laube herüber, und wieder ertönte das köstliche Lachen.

Jetzt drang der ehrenwerte Junker aus seinem grünen Versteck hervor und tauchte plötzlich vor den überraschten Jungfern auf. Die Freundin enteilte unter einem erschreckten Rufe, doch vergaß sie nicht, den Bohnenkorb vor dem fremden Eindringling zu salvieren. Der dachte indes weniger an Bohnenraub, als vielmehr daran, wie er sein Unternehmen zu einem gedeihlichen Ende führe. Luise Holzhalb hatte sich erhoben. Die Verlegenheit hatte Purpurröte auf ihr rosiges Gesichtchen gemalt, die noch geraume Zeit anhielt, nachdem sie sich schon innerlich gefaßt hatte. Sie blickte dem Fremdling, der mit Wohlgefallen sein Auge auf der lieblichen Erscheinung ruhen ließ, erwartend entgegen. Ihre Befangenheit entschwand vollends, als Escher mit zierlicher Verbeugung auf sie zuschritt und seine ganze gute Erziehung in die wohlgefügten Sätze legte, mit welchen er sich als denjenigen zu erkennen gab, der die bewußte Seefahrt mitgemacht und die Jungfer der Obhut der Sternenwirtin anzuvertrauen gedacht habe. Zum Schlusse brachte er Worte der Entschuldigung für sein unbefugtes Eindringen hervor, was bewirkte, daß Luise Holzhalb ihm artig das weiße Händchen zur Versöhnung bot, was Escher mit einem ehrerbietigen Handkuß erwiderte.

Als weitere Begründung seiner Anwesenheit zeigte er seinem vis-à-vis sodann das im Pfarrhause erhaltene Almosen, und er hatte das Glück, das silberhelle Lachen, das ihm den Weg zum Garten gewiesen, hierauf aus nächster Nähe, sozusagen an der Quelle seines Ursprungs, zu vernehmen.

„Ist es dem Junker gefällig, so geleite ich ihn ins Pfarrhaus, aber nicht über die Mauer," setzte sie hinzu.

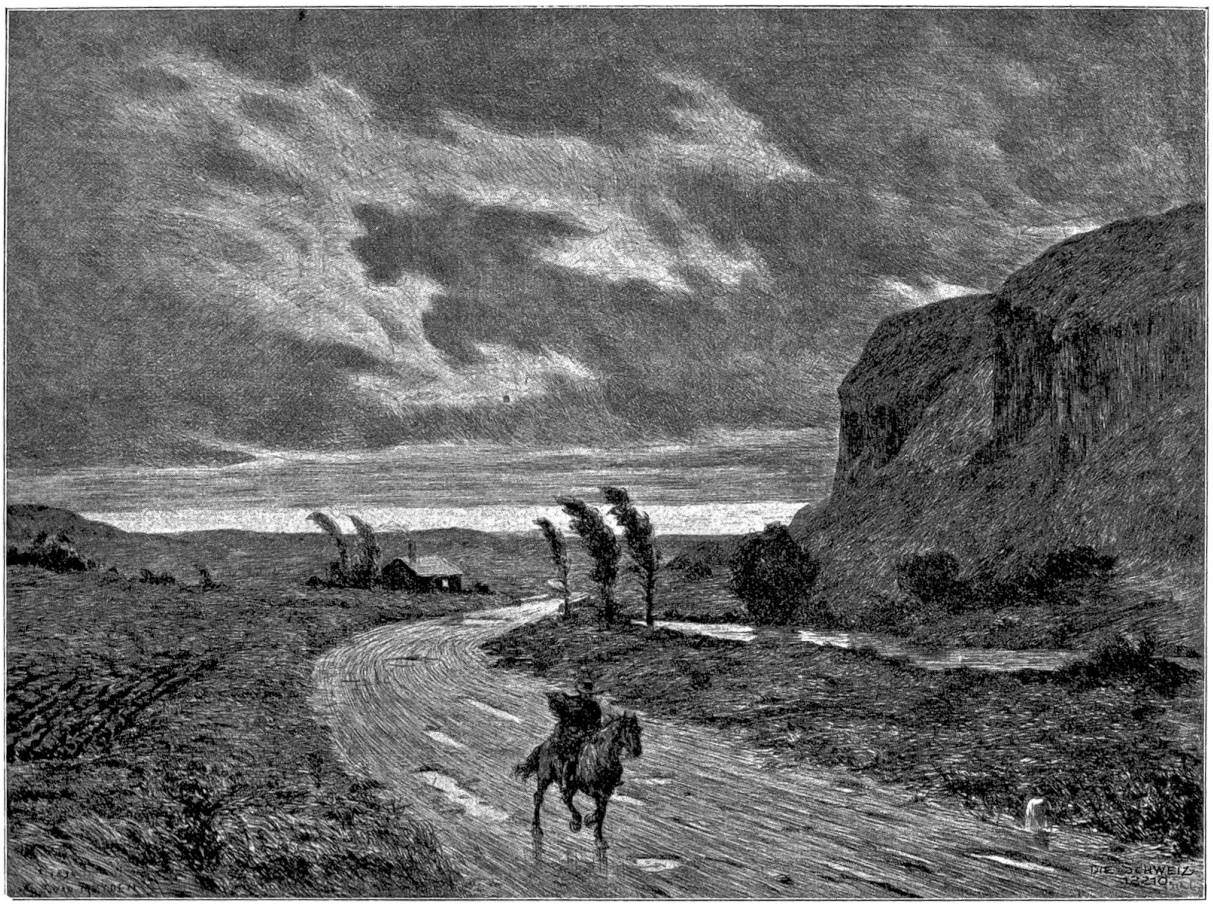
„Aber auch nicht per Kriegsschiff", lautete die Antwort. Bis die beiden jungen Leute vor dem Thore des Pfarrgartens angelangt waren, stand man schon auf dem freundschaftlich-kameradschaftlichen Fuße, welchen das Bewußtsein gemeinschaftlich bestandenen Abenteuers unter so außerordentlichen Umständen mit sich zu bringen pflegt.



Römerin. Nach einer Radierung von E. van Muyden.

Die Ankömmlinge kamen gerade recht zum Vesperbrot, bestehend aus saurer Milch und duftenden Erdbeeren. Das elterliche Paar war etwas erstaunt und wußte mit dem Gaste, den ihm das Töchterlein ins Haus geführt, erst nicht recht, was anzufangen. Doch, Pfarrer Holzhalb war ein leutseliger Herr. Es stellte sich heraus, daß er mit Eschers Eltern seit der Jugendzeit bekannt war, was der Frau Pfarrerin genügte, dem Fremdling alle Gefälligkeit und mütterliche Aufmerksamkeit zuzuwenden. Luise brachte dann zu des Vaters Ergötzen, der Mutter Entsetzen die Angelegenheit mit dem Almosen zur Rede, worauf der Junker artig genug war, nach vielen weitläufigen Entschuldigungen seitens der Gastgeber, darauf Anspruch zu erheben, den Heller als Andenken behalten zu dürfen, was gütigst zugestanden wurde.

Nach aufgehobener Tafel ersuchte Escher den Herrn Pfarrer um Aufschluß über die Geschichte seines Dorfes, dessen besonders zu merkende Eigenschaften und denkwürdigen Begebenheiten. Unter vielen zeremoniellen Bücklingen verfügten sich die beiden Herren in das freundliche Studierkabinett des Herrn Pfarrers, nachdem sich Jungfer Luise mit einem hellen Blicke züchtig von ihrem neuen Freunde verabschiedet hatte.



Stürmische Nacht. Landschaft. Nach einer Radierung von E. van Muyden.

Der Pfarrer befand sich im besten Zuge der von ihm verlangten Schilderung, und des Junkers mitgebrachte Notizblätter begannen sich zu füllen, als Frau Pfarrerin den Kopf durch die Thürspalte steckte und ihren Gatten hinauswinkte. Der Junker vernahm darauf ein halblaut geführtes Gespräch im Nebengemache. Er lächelte verstohlen, wußte er doch, was jetzt kommen würde. Jungfer Luise mußte der Mutter gebeichtet haben, daß der Besuch, den sie im Rosenberg gefunden, niemand anders als ihr Beschützer während jener verunglückten Schwimmpartie über den See und als solcher Eigentümer des fremden Mantels in Mutters Schrank sei, daß sie, Luise und der Junker, es der besonderen Umstände halber, welche jene erste Begegnung begleitete, bisher als sittsame, junge Leute vermieden hätten, über jenen Vorfall und seine Folgen zu sprechen und nun die Eltern bäten, die Sache in den ordentlichen Weg zu leiten.

Der im Studierkabinett vergnügt der Dinge harrende Schreibbeflissene hatte richtig geraten. Nach einer Weile kehrte der Pfarrer zurück und ging nach etwelchem verlegenen Räuspern direkt auf den Gegenstand los, welcher beide Männer beschäftigte. In herzlichen Worten dankte er seinem Besucher für den kavaliermäßigen Schutz, den er Jungfer Luise bei ihrem gewagten Unternehmen habe zu teil werden lassen. Schon oft habe ihn, den Vater, der kecke Wagemut seines Töchterchens zwar einerseits mit Besorgnis, anderseits aber auch mit väterlichem Stolze erfüllt, wenn er das Kind so munter wie einen Fisch durch die Wellen schwimmen sah. Er, der Pfarrer, wisse wohl, daß es sonst bei den erwachsenen Töchtern der Vaterstadt nicht üblich sei und als etwas auffallendes betrachtet werde, wenn Eine sich weit vom Badehäuschen weg in den See hinaus begebe oder gar über den See schwimme, doch habe es sein Vaterherz nicht über sich gebracht, die Freude des einzigen Kindes zu stören, zumal man ja in angemessener Entfernung von der Stadt wohne und das Landleben schon nach den alten, lateinischen Dichtern größere Bewegungsfreiheit gestatte, als die engen Stadtmauern. Dem mußte Junker Escher unbedingt beipflichten, und er beeilte sich, zu versichern, daß auch er seine Freude an dem Mute Jungfer Luisens gehabt habe, und weit davon entfernt sei, ihr das Schwimmen über den See zu verdenken, auch habe er die gefährdete Situation Jungfer Luisens auf dem Steuerruder sofort erkannt und erlaube sich nur, als selbst erfahrener Schwimmer zu raten, Jungfer Luise möchte das nächste Mal den verhängnisvollen Goldreif zu Hause lassen und sich dadurch vor der Gefahr bewahren.

Hier sah sich der Herr Pfarrer veranlaßt, das Vorhandensein des Goldreifchens, dieses hoffärtigen Objektes, dadurch zu erklären, daß Jungfer Luise bei der Geburt einem Zwillingspaare angehörte, daß die beiden

Kinderchen sich aber so täuschend ähnlich sahen, daß dem älteren von ihnen als Kennzeichen ein leichtes Spiralbändchen aus Gold um das Füßchen gelegt werden mußte, eben dasselbe, welches Luise jetzt als Andenken an ihr verstorbenes Schwesterchen zu tragen liebe.

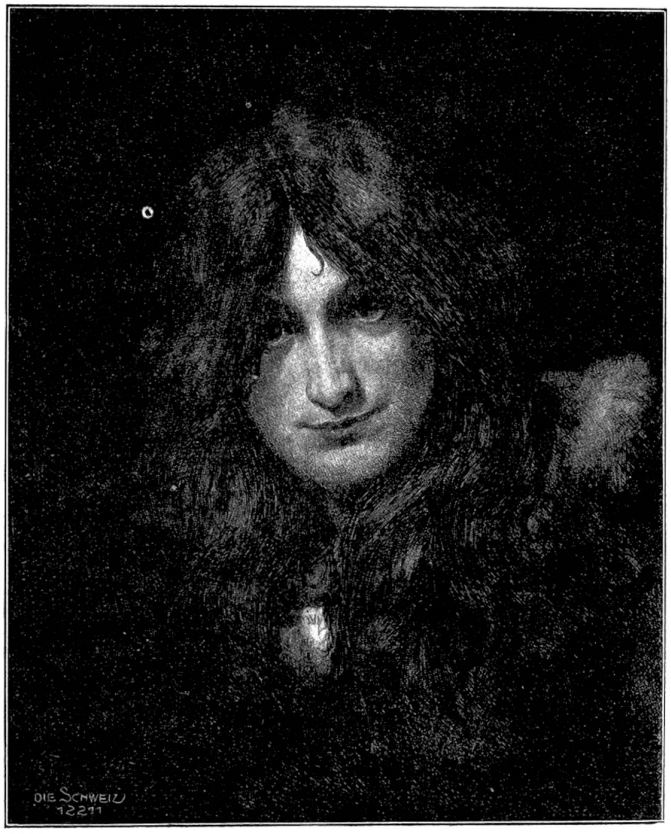
So war auch dieser Punkt gewissenhaft bereinigt.

„Haltet zu Gunsten, Herr Pfarrer, wenn mir noch ein Rätsel zu enthüllen obliegt, nämlich wer unseren Weidling, der am Kriegsschiff angebunden war, so geheimnisvoll nach Zürich hinein schaffte?" — Davon wußte nun der Gefragte seinerseits nichts, und so mußte Luise gerufen werden.

Luise trat ein. Ihr ganzes Wesen war mit so lieblichholder Verschämtheit übergossen, ihre Bäcklein in so verlegenes Rosenrot getaucht, während in den blauen Augen ein feuchter Glanz schimmerte, — wohl von einer gelinden Schelte der Mutter herrührend, — daß des Junkers Herz einen Stich empfieng und gar eigen zu pochen begann. Fast überhörte er, in entzücktes Schauen vertieft, wie Luise berichtete, daß des Schiffmeisters Weber Hansli den Weidling in einer dunklen Nacht gen Zürich geschleppt und dort erhaltener Weisung gemäß beim Grendel angebunden habe.

„Der Jungfer Seeräuberin wird hiemit feierlich Amnestie erteilt," scherzte der Junker und ergriff Luisens Händchen, zur Bekräftigung dieses milden Urteils einen ehrerbietigen Kuß darauf drückend, schon den zweiten dieses Nachmittags. Er errötete jetzt seinerseits über diese in Gegenwart des Herrn Vaters bewiesene Keckheit. Der Pfarrer musterte das in gegenseitiges Anschauen versunkene Paar ein Weilchen. Wer weiß, was er in diesem Augenblicke gedacht hat. Schließlich ermahnte er sein Töchterchen, nun dafür zu sorgen, daß der Junker auch noch seinen Mantel wieder erhalte.

„Ich habe einen Knopf daran festgenäht, der nicht mehr recht halten wollte," lispelte sie noch unter der Thüre.



Frau mit aufgelöstem Haar. Nach einer farbigen Radierung von E. van Muyden.

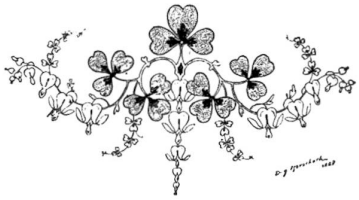
In hochvergnügter Stimmung trat Escher den Rückweg nach Zürich an. Das neckische Schicksal führte ihn beim Stadelhoferpörtlein natürlich dem Stadtarzt geradewegs in die Arme. Der musterte den Ankömmling mißtrauisch und, auf den Mantel weisend, fragte er: „Ist er jetzt geflickt?"

„Er ist jetzt geflickt" antwortete der andere schmunzelnd, im Wegschreiten verstohlen den Knopf streichelnd, dessen sich ein liebes Händchen so fürsorglich angenommen hatte.

— — — — — — — — — —

Mit doppeltem Eifer förderte Junker Escher von diesem Zeitpunkte an sein Buch über den Zürichsee. Noch manche Auskunft wußte er sich bei dem stets dienstbereiten Pfarrer Holzhalb zu holen, und bei seinen Forschungszügen längs der beiden Seeufer suchte er mit Vorliebe die Punkte auf, von wo er das lieblich gelegene Kirchlein von Zollikon aus der Ferne grüßen konnte. Als ein Jahr vergangen war, feierte Escher seine Verlobung mit der holdseligen Jungfer Luise Holzhalb. Der Hochzeitsgabe fügte er ein säuberlich gedrucktes und in kostbares Corduanleder mit silbernen Schnallen gebundenes Buch bei, darin stand auf Seite 155 zu lesen:

„Es gibt am See wenig Mannsleut, die nicht schwimmen können, und bei Mannsgedenken ist auch eine gewisse Jungfrau hinübergeschwummen."

Escher lebte mit seiner Luise, geborne Holzhalb, noch lange glücklich im Brunnenturm.

Wer an Hand seines Zürichseeführers die Spuren des Lebens jener Zeit verfolgt, der findet noch heute vieles unverändert. Vieles ist aber auch dahingegangen. Vom verlorengegangenen Kriegsschiffe erzählt nur noch die Sage, und ihren Liebsten findet die zeitgenössische Maid heutzutage am allerwenigsten mitten im See draußen auf einem Steuerruder.